
Ansgar Mohnkern

Ordnung, Wachstum, Zins

Zu Stifters »Nachsommer«

I. Er »werde keine Unordnung machen« (NS 114),¹ versichert in Stifters *Nachsommer* dessen Protagonist und Ich-Erzähler Heinrich Drendorf während seines ersten Besuchs am Asperhof. Bei aller vermeintlichen Beiläufigkeit, die dieser Bemerkung anhaften mag, kommt in ihr doch eine latente, dadurch aber nicht weniger nachdrückliche Notwendigkeit zur Beschwichtigung und Entschuldigung für das Eindringen in ein System zum Ausdruck, das von dem Bedürfnis nach gerade dem Gegenteil solcher »Unordnung« durchdrungen scheint.² Mehr noch: der Vorsorglichkeit dieser Beschwichtigung Heinrichs und der vorausseilend zur Schau gestellten Bereitschaft zu unbedingter Kooperation und Zurückhaltung eignet etwas Überraschendes, da Unerfragtes, und vielleicht spricht sich gerade in dieser merkwürdigen Aufdringlichkeit die Relevanz dessen aus, was die Vermeidung von *Unordnung* unbedingt und nachdrücklich erhalten will: nämlich die »musterhaftestell Ordnung« (NS 150).

Es ist kein Geheimnis, dass Stifters *Nachsommer* die Dinge der Lebenswelt im Verhältnis zu ökonomischen, moralischen, theologischen, juristischen, ästhetischen, politischen, sozialen, ökologischen und zuletzt wohl auch literarischen Ordnungen in sich aufnimmt und ihnen Gestalt verleiht. Gerade im Wissen um seine eigene Gestalt als Roman, dessen formales Prinzip es ist, dass er all diese Ordnungen als Einheit zu begreifen und bedingungslos vor den Gefahren einer *Unordnung* zu bewahren hofft, versucht er ihnen je einen angemessenen, »rechten« Platz im System eines gefahrlosen Ganzen zuzuweisen. Dabei ist, wie vielfach bemerkt,³ die je in neuer Gestalt variierte Rede von solcher »Ordnung« zweifelsohne als unabdingbarer Baustein des Programms von Stifters Prosa überhaupt zu verstehen, derweil im Programm dieser Ordnung verschwiegen ein altes, scholastisches Erbe von der Idee eines geschlossenen und einheitlichen *mundus* nach göttlichem Vorbild nachschwingt. Nach Thomas von Aquin ist dieser *mundus* errichtet auf den tektonischen Prinzipien einer »Ordnungseinheit [*unitas ordinis*], auf Grund deren etwas auf anderes [*quaedum ad alio*] hingeordnet ist [*ordinatur*]«⁴ und als dessen letztes *alio* nach scholastisch-thomistischer Denkart selbstverständlich Gott die Kette aller möglichen wie wirklichen Beziehungen beschließt. Gerade der Asperhof, an dessen Ordnung sich der Eindringling trotz Ungefragtheit ganz betont *nicht* zu vergehen wagt, mutet dieser Welt gleichsam

als mikrokosmisches Abbild, ja als Miniatur einer Versuchsanordnung an, an der sich das innere systemische Gleichgewicht der besagten *unitas ordinis* zu beweisen habe – um vielleicht doch an der Komplexität der Aufgabe zu scheitern.

Am einschlägigsten schimmert im *Nachsommer* das Bauprinzip einer solchen geordneten Welt dabei wohl an jener Stelle durch, wo es von menschlicher Seite aus angemessen scheint, Dingen und Leben den richtigen Ort zuzuweisen, an dem sie als Abbild des Ganzen gedeihen und besten Wuchs ausbilden können. Diese Stelle ist der Garten. Hier haben jene Rosen ihren Ort, deren »Bild [...] zu Vergleichen das gebräuchlichste« (NS 125) ist.⁵ Kein Zweifel: Diese Rosen stehen nicht bloß für sich selbst, insofern sie qua solchen »Vergleichens« über ihr je eigenes Wachstum und »Gedeihen« (NS 125) selbst hinausragen. An ihnen tritt – gleich anderen natürlichen Elementen wie Himmel, Wetter und Landschaft – eine an Vergleichung und Verweisung genährte »Anschauung« (NS 125) darüber zu Tage, was es bedeutet, eine »durch eigentümliche Mannigfaltigkeit und Zusammenstellung« (NS 125) organisierte Position in der Welt zu bekleiden, in der die Angelegenheiten des Mikro- und Makrokosmischen systemisch auf Intimste miteinander verschlungen sind.⁶ Zur Stellung der Rosen in ihrer gehegten Form bemerkt darum Risach, seinerseits oberster Verwalter dieser Welt: »Wir haben dieses Gedeihen nur nach und nach hervorrufen können [...] und es sind viele Fehlgriffe getan worden. Wir lernten aber, und griffen die Sache dann der Ordnung nach an. Es wurde die Erde, welche die Rosen vorzüglich lieben, teils von anderen Orten verschrieben, teils nach Angabe von Büchern, die ich hiezu anschaffte, im Garten bereitet. Ich bin wohl nicht ganz unerfahren hieher gekommen, ich hatte auch vorher schon Rosen gezogen, und habe hier meine Erfahrungen angewendet.« (NS 125)

Was als Hort eines vermeintlich Ursprünglichen dem Topos romantischer Naturerfahrung gerecht werden könnte, trägt indes Spuren einer Art von Zersetzungsarbeit.⁷ Frappant nämlich scheint, wie sich die späten Echos des scholastischen *Ordo*-Prinzips mit Elementen modernen Ingenieurwesens für Gartenbau verschränken. So haben die Rosen im *Nachsommer*, sofern sich ihrer garten- wie auch weltbaulichen Stellung »der Ordnung nach« angenommen wurde, eine Geschichte von technischer Hervorbringung nach Prinzipien einer Ingenieurwissenschaft, die in Form von frühen, um Systematik bemühten Lehrbüchern ein Modell dafür abgeben, was heute den Namen *applied sciences* trägt. Wenn auch als leitendes Prinzip der gartenbaulichen Tätigkeiten zweifelsohne das ästhetische Element einer *Gartenbaukunst* innewohnt, wie sie sich im deutschsprachigen Raum spätestens seit Christian Cay Lorenz Hirschfelds *Theorie der Gartenkunst* (1779–1785) eben auch, wenn nicht sogar ausschließlich nach Maßstäben des nachbildenden Schönen zu bemessen hatte, so haftet ihr doch schon in ihren frühen Modellen immer auch entschieden ein Element an, das vielen Formen des Wirtschaftens, Planens und Organisierens in modernen, relativistisch orga-

nisierten Gesellschaften insgesamt eigen ist: nämlich innovative Kraftersparnis und Effizienz zum Zwecke der Herstellung eines besseren Produkts.⁸

Das Bemessen der Arbeit nach dem zusammengetragenen Wissen der Lehrbücher über Gartenbaukunst, wie es von Risach zum Ausdruck gebracht wird, ist jedoch nicht das einzige Element, an dem in der organisierten »Ordnung« des Asperhofs Spuren von Modernität zu Tage treten. Ist dabei die Geschichte der technischen Hervorbringung von Gedeihen und Wachstum im Kontext des Gesamtsystems des Rosengartens eine, die sich »nach und nach« ereignet, so wird an ihr zugleich ein anderes Prinzip moderner Ausgestaltung von Betrieb und operativem Geschäft sichtbar: nämlich das Sukzessive und in Schritten Gestaffelte einer Ordnung von Prozess und Verfahren. Durch solch ein latent komplexes, weil vielschrittiges Verfahren wird im Roman eine Form von Legitimation erzeugt, an der und durch die sich die Organisation des Asperhofs reproduziert und am Leben erhält. Entgegen der thomistischen Ordnung, in der die Einzelelemente stets an Gott ihren Letztbezug ausweisen können, führt die hiesige Legitimationsstruktur jedoch das Dilemma mit sich, dass sich das Ganze der Ordnung aus sich selbst heraus zu rechtfertigen hat, sofern eine externe metaphysische Größe unverfügbar scheint und als prozessuale Ordnung »nicht mehr durch invariant vorgefundene Wahrheiten, sondern nur oder doch primär durch Teilnahme an Verfahren legitimiert.«⁹ Vom *Ordo*-Prinzip bleibt also allein jenes *quaedum ad alio* übrig, durch welches das eine auf ein anderes zugeordnet wird und damit je in einen immer bloß relativen Zusammenhang eintritt. Dabei bezieht sich ein solches Verfahren im *Nachsommer* auf das Natürliche an den Rosen, und zwar insofern es die Anlage der Gesamteinheit des Gartens in verschiedene Elemente von Hegung, Umpflanzung, Beschneidung, ja Züchtigung unterteilt und durch diese Ziselierung das Ganze der Rosenzucht in vielförmige Einzeltätigkeiten zerlegt: »Da sie wuchsen, wurden sie angebunden, im Laufe der Jahre versetzt, verwechselt, beschnitten und dergleichen, bis sich die Wand allgemach füllte.« (NS 126) Der Fortschritt des Wuchses erscheint in seinen Bedingungen also nicht als ein Organisches und Ganzes, sondern entfaltet sich in seiner technischen Ausgestaltung als ein ausdifferenzierter Prozess, in dem zu jedem Einzelschritt das in Lehrbuchform vermittelte Wissen des Gartenbauingenieurs so zur Anwendung kommt, dass jeder dieser Einzelschritte gleichsam nach einem nüchternen wissenschaftlichen Prinzip und nicht mehr dem Bemessen eines Unkalkulierbaren, sei es Schicksal oder Gott, ausgerichtet ist.

In dieses gartenbauliche Gesamtgefüge findet sich im *Nachsommer* jedoch nicht nur eine Vielzahl von hortikulturellen Einzelschritten der Rosenzucht zer- und eingegliedert, sondern an diesem Gefüge misst sich auch die Stellung derer, die in ihm als ordnungsproduzierende wie ordnungsreproduzierende Akteure verwickelt sind. Zentral für die Ordnung des Gartens ist dabei zweifelsohne derjenige, der ihn in buchstäblichster Form bewirtschaftet: der Gärtner. Nur

selten wird er bei seinem eigentlichen Namen Simon genannt. Vielmehr bleibt seine Stellung nicht nur im Roman, sondern auch in der Welt des Asperhofs vornehmlich beschrieben durch den Beruf, den er auf dem Hof ausübt. Intim verwoben ist seine Position dabei mit der Teilgliedrigkeit und Ausdifferenziertheit all jener Verfahrensweisen, die das Ganze des Gartens regeln, steuern und organisieren. So überrascht es kaum, dass der Gärtner es auch ist, der als mit der Organisation des Ganzen am eingehendsten Vertraute den Besucher in die lokalen Ordnungsangelegenheiten des Asperhofs einzuführen weiß: Er »führte mich herum und zeigte mir die Abteilungen und Unterabteilungen, in welchen die Gewächse beisammenstanden.« (NS 117) Noch mehr als ein halbes Jahrhundert vor Kafkas Nachzeichnung der Unentwirrbarkeiten und Unergründlichkeiten von Institutionen und Organisationen im Zeichen »neuer Unübersichtlichkeiten«¹⁰ könnte Stifters bürokratische Rede von »Abteilung und Unterabteilung« dieser entnommen sein, würde sie nicht immer auch der Stallgeruch biedermeierlicher Bukolik umwittern, wie sie gerade im *Nachsommer* Dingen und Menschen zugleich anhaftet. Erahnt werden kann aber vielleicht gerade an der Figur des Gärtners, der im Kontext dieser Abteilungen lebt, sich bewegt und arbeitet, das Aufschwimmen einer Sprache der Soziologie, die sich, wie etwa bei Georg Simmel, im Zuge einer Selbstaustotung des explizit Gesellschaftlichen an der Moderne gegen Ende des 19. Jahrhunderts der Probleme und Fragestellungen von sozialer Differenzierung annimmt. Das Wissen um solche Differenzierungsprozesse nämlich war ganz wesentlich von der Einsicht genährt, »daß das Verhältnis des Ganzen zu einem anderen sich innerhalb der Teile eines dieser Ganzen wiederholt.«¹¹ Gleiches gilt indes gerade für jede mögliche Form einer Unterabteilung im Verhältnis zu eben der Abteilung, der sie untergeordnet ist: Sie ist ein *quaedam ad alio* ohne den Rückbezug auf Gott. Sind ausdifferenzierte Organisationsformen aber erst einmal etabliert, läßt die Komplexität der Verwobenheit aller Teilelemente unter- wie übereinander das Ganze nicht mehr los. Dort nämlich, wo die Unterscheidung zwischen Unter- und Oberabteilung überhaupt aufgemacht wurde, steht sie notwendigerweise im Zeichen dieser abstrakt-gesellschaftlichen Differenzierung, so sehr sie im Rahmen der entlegenen ländlichen Hofgemeinschaft auch noch das urige Gewand des Gemeinschaftlichen trägt.

Überhaupt: Gemeinschaften. Ferdinand Tönnies hatte in einem der Gründungsakte moderner Soziologie nur drei Jahrzehnte nach dem Abschluss der Arbeiten am *Nachsommer* jene Opposition benannt, die schon Stifters Werk im Stillen durchwirkt: die Opposition nämlich von Gemeinschaft und Gesellschaft. Tönnies bemerkt: »In dauernder Beziehung auf Acker und Haus entwickelt sich das gemeinschaftliche Leben. Es ist aus sich selber erklärbar, denn sein Keim und also, in irgendwelcher Stärke, seine Wirklichkeit ist die Natur der Dinge.«¹² Wäre Tönnies nicht selbst dem ländlichen Milieu entstammt, hätte womöglich

Stifters Schreiben in seinen von solchem »Acker und Haus« okkupierten Momenten als Vorbild zumindest für die Utopie dieser »dauerhaften Beziehung« gelten können.¹³ Doch wird das Gemeinschaftliche am Asperhof eben immer schon dadurch gestört, dass die in dieses Verstrickten zunächst einmal nichts anderes als Personal innerhalb eines vermittelten, weil arbeitsteiligen Prozesses sind. »Wie heißen ihn Aspermeier« (NS 154), so die Bauern über Risach als denjenigen, der der Unternehmung vorsteht. Ihm untergeordnet ist gleichsam ein mittleres Management in Gestalt des von seiner Expertise her bezeichneten Gärtners. Wesentlich an ihm wiederum ist, dass er sein arbeits- und betriebswirtschaftliches Spezialwissen dort zur Anwendung bringt, wo er sich um die Belegschaft und eigentlich Hand anlegende Arbeiterschaft zu kümmern hat. So unbedeutend und abgelegen sich die Welt des Asperhofs darstellt, so sehr finden sich in ihr schon früh Anzeichen unternehmerischer Organisationsformen, was sie vom herkömmlichen österreichischen Kleinbauernum des 19. Jahrhunderts diskret, aber entschieden unterscheidet. Die Rosen des Asperhofs korrespondieren im Stillen mit jenen »Gegenständen des Gewerbefleißes« (NS 26), wie sie Heinrich Drendorf selbst schon früher an ländlichen Tuchfabriken in städtischem Besitz kennengelernt hat.¹⁴ Ausdifferenzierung tritt aber auch dort zu Tage, wo es nicht um Produktion einer Ware geht, sondern um die Erhaltung von Sauberkeit und Gleichgewicht, also Reinigungs- und Putzangelegenheiten betrifft, die zur optimierten Bewirtschaftung des Gartens erforderlich sind. Im Zeichen »der Automatisierung der Produktion, der Flexibilisierung der Organisation und der hoch selektiven Abarbeitung von Irritation«¹⁵ steht nämlich wohl am eindringlichsten die Dienstbarmachung der Vögel als Instrument der Austilgung von »Ungeziefer« (NS 128) und »gefährlicheren Gegnern« (NS 132), den Insekten, ein. »Die Vögel«, so der Gärtner als Arrangeur einer wiederum arbeitsteiligen Welt, »sind in diesem Garten unser Mittel gegen Raupen und schädliches Ungeziefer« (NS 133). Das heißt: Sie sind dem Asperhof nicht nur Putzkolonne, sondern auch dasjenige, was nach Hegels Einwurf der Knecht dem Herren ist, insofern sich dieser ja bloß »mittelbar durch den Knecht auf das Ding«¹⁶ bezieht. »Die Abwesenheit des Raupenfraßes« (NS 129), wie sie Drendorf bemerkt, ist also das Resultat der Organisation eines Unternehmens.

II. Dass sich die Vögel, seit jeher doch die unbeugsamsten und freiesten unter den Kreaturen, überhaupt gerade in diesem Dienst wiederfinden, stellt eine der stillen, dadurch jedoch nicht weniger verwegenen Gesten des Romans dar.¹⁷ Und dass gerade sie in naturgegebener Form die arbeitende Belegschaft im Kontext einer arbeitsteiligen Welt des Asperhofs verkörpern, zeigt trotz aller ländlichen Bukolik im Roman das gewaltige Maß einer Naturunterwerfung an, wie es das System Asperhof durchdringt. Diese Naturunterwerfung wiederum beruht auf der Kraft zur Innovation, die im Zuge der »Durchsetzung neuer Kombination

der vorhandenen wirtschaftlichen Möglichkeiten«¹⁸ im neoklassischen Entwurf der Ökonomie erst ein halbes Jahrhundert nach Stifter als das Resultat von Unternehmertum namentlich gefeiert und als *movens* von wirtschaftlicher Entwicklung schlechthin überhöht wurde. Die Idee einer solchen wirtschaftlichen Entwicklung bedarf indes der Dynamisierung und zumindest latent der grundsätzlichen Vorstellung eines geschichtlichen Progresses von Dingen und Leben überhaupt. Diese ist derart gestaltet, dass sich ein Begriff von Zeit über die Dinge legt, mittels dessen sich die Durchmessung der Welt in der Weise bewerkstelligen lässt, dass in ihr die Tätigkeiten nicht mehr als bloß räumliche Verschiebung der Relationen innerhalb eines ansonsten statischen Ganzen betrachtet werden, sondern eben vielmehr selbst einer Dynamisierung unterliegen, wie sie seit Adam Smith für die Angelegenheiten des Ökonomischen im Allgemeinen gilt. Hier kann Arbeit nicht mehr allein als absolut feststehende Handlung unter Gesetzen einer invariablen scholastisch-thomistischen Ordnung verstanden werden, sondern lässt sich – und dadurch allererst wird die Rede von »the annual labor«¹⁹ denkbar – gleichsam bemessen und quantifizierbar machen. Dies geschieht qua der relativen Formel von Zeit, die sich mit den in ihr stattfindenden Aktivitäten urplötzlich selbst ins Verhältnis setzen lässt und damit vielleicht den frühen Höhepunkt in der Ideengeschichte moderner, relativer Ordnungen anzeigt. Was daraus zumal messbar wurde, ist jene beinahe phantomatische Idee des (ökonomischen) Wachstums, der noch heute gerade die Angst vor dessen Unterbrechung besondere Kraft verleiht. Bei Stifter dringt dieses Phantom im Stillen ein, nämlich in der Gestalt des Ideals eines »Gedeihens lebendiger Wesen« (NS 127), das sich zwar in seinen Gründen nicht vollends entschlüsseln lässt, das allerdings zweifelsohne das Gartenprojekt unaufhörlich antreibt. So schreibt sich der Roman früh, noch viele Jahrzehnte vor der heutigen auratisch-magischen Kraft der Veröffentlichung von Prognosen zum Wirtschaftswachstum, von einer Logik her, in der Ungeziefer und Insekten also gerade darum eine Bedrohung darstellen, weil sie nicht bloß »Güte« und »Schönheit« (NS 132) des Gartens bedrohen, sondern noch viel mehr die seiner einzelnen Elemente und Produkte, deren dynamisches Florieren und Aufblühen für die Einlösung eines Versprechens eintreten, anhand dessen sich spätestens seit Robert M. Solows optimistischem Entwurf eines »model of long-run growth«²⁰ ganze ökonomische Diskurse organisieren ließen: des Versprechens auf fortwährendes Gedeihen und unendliches Wachstum.

So ist also die Welt des Asperhofs, in Stille und gemäß jenes »sanften Gesetzes«, wie es Stifter selbst in den *Bunten Steinen* ausgerufen hat, doch auch und gerade als Hort von Expansion und »Vermehrungsbeeten« (NS 128)²¹ diskreter Bestandteil einer Welt des Wachstums, wie sie sich im 19. Jahrhundert in Unternehmensform zu organisieren beginnt. Dabei entspricht diese Welt auch der Erzählleistung des Romans selbst. Stiflers Erzählen, dem zwar durchaus »ganz

wunderbare Naturschilderungen²² zugetraut wurden, das aber doch immer auch ein Stigma von dörflicher Beschaulichkeit trägt, fällt dabei auf ein Muster zurück, dem seinerseits wiederum etwas eigentümlich Modernes anhaftet. Berichtet Heinrich nach der Rückkehr von seinem ersten Aufenthalt am Asperhof, so geschieht dies durch die Organisation des Erzählten gemäß einer Sukzession, die vom Erzählenden auch genauer als »zweckmäßige Aufeinanderfolge« (NS 161f.) bezeichnet wird. Darin korrespondiert das Erzählen selbst mit der Weise, »in welcher Ordnung diese Hölzer zusammengestellt seien« (NS 161). Erzählen selbst also ordnet an, ja macht eine Ordnung allererst möglich. Solche Ordnung ist jedoch abermals keine, die von einer externen Quelle herrührt, sondern gleich den selbstregulativen Verfahren, die der Organisation des Gartenbauwesens am Asperhof unterliegen, eine vorgestellte und präsupponierte, zumal ihre Dynamik daher rührt, dass sie – vergebens – der erfüllenden Einholung ihrer Präsupposition nachjagt. So handelt es sich in der Erzählleistung nicht nur Heinrichs, sondern Stifters überhaupt um eine teleologische Anordnung, der indes das *telos* als verfügbares Ziel abhanden gekommen ist und die dieses *telos* nun aus sich selbst zu verfertigen und als vages Versprechen vor sich herzutragen hat, um die Prozesse, die sich in der Erzählung abspielen, als sinnvoll organisieren und dort mit einem Ziel ausstatten zu können, wo sie doch selbst keines haben.

Das Erzählgefüge des Romans greift also zurück auf die Organisationskraft dessen, was Kant mit der Rede von einer »Zweckmäßigkeit ohne Zweck«²³ angedeutet hatte. Schon beim Betreten des Schlafzimmers auf dem Asperhof merkt Heinrich darum auch an: »Man schien hier vor allem auf Zweckmäßigkeit gesehen zu haben.« (NS 79) Dass sich dabei diese zweckmäßige Ordnung von der zweckhaften selbst unterscheidet, wird durch einen Nachsatz deutlich, in dem Heinrich sich diskret, wenngleich entschieden von der Logik eines festen, letzten und übergeordneten Zwecks abwendet: »Ich fragte meinen Begleiter nicht um den Zweck des Zimmers, und er äußerte sich auch nicht darüber.« (NS 80) Das *Zweckmäßige*, also dasjenige, was *wie* ein Zweck funktioniert, ohne doch eigentlich Zweck zu sein, ist zweifelsohne Leitbegriff der Stifter'schen Erzählwelt. Das ökonomische Pendant einer solchen Zweckmäßighkeitsordnung aber ist seinerseits die gleichsam selbstregulative Idee eines Wachstums. Stets nämlich weist darin das vergangene Wachstum über sich hinaus auf das Versprechen eines größeren in der Zukunft, wobei ein zweckmäßiges Mehr fortwährend als versprochenes ausgerufen wird, ohne dass man es doch je angemessen ablichten könnte oder gar vollends zu greifen bekäme. Das ist es auch, was Stifters *Nachsommer* mit dem Genre des Bildungsromans so sehr in Berührung kommen lässt. Denn ein Regime von Aufblühen, Expansion und Verbesserung ist so etwas wie das edukatorische Komplement einer auf Wachstum ausgerichteten Gestaltung des Gartens, welcher als singuläres Unternehmen seinerseits für ein Größeres einsteht und dieses repräsentiert.

III. Dass die Welt des *Nachsommers* indes früh als ökonomische markiert ist, ist kein Geheimnis. Rasch fällt man dabei auf den Anfangssatz des gesamten Romans zurück, in dem die Entwicklungsgeschichte Heinrichs an die Gesetzmäßigkeiten einer »Häuslichkeit« gekoppelt wird. Hier haust geradezu die Ethik des richtigen Wirtschaftens: »Mein Vater war ein Kaufmann« (NS 7). Hinter dieses Diktum, sofern einmal ausgerufen, vermag kein Satz des Romans mehr zurückfallen. Im Zentrum steht zunächst ein »oikonomisches« Interesse.²⁴ Wesentlich ist einem *oikos* dabei das Prinzip des Maßes und der richtigen und passgerechten Anordnung der Dinge im Verhältnis zueinander. Wie anders wäre von einem »mäßig großen Hause in der Stadt« (NS 7) zu sprechen, wenn sich solche Größe nicht im Verhältnis zu der virtuellen Größe anderer Häuser als »mäßig« ergäbe? Damit entspricht die Stifter'sche Oikonomik nicht mehr bloß dem Genügen biedermeierlichen Beschaulichkeit, sondern verlangt in der Berechnung des Maßes ihrerseits nach einem Abstraktionsvermögen, mittels dessen sich das einzelne Haus in der Relativität zur Gesamtheit aller Häuser verhalten, ja vorstellen lassen muss, um tragfähig und ökonomisch nachhaltig operieren zu können. Das Amalgam aus der Welt des Kaufmanns und solcher latenten Relativität, mittels deren Häuser und somit oikonomische Einheiten überhaupt relativ zueinander bemessbar werden, ebnet Stifters Beschaulichkeit den Weg hinein in Zusammenhänge einer durch Geldwirtschaft vermittelten Welt von Gesellschaftlichkeit und Tausch.²⁵ Gerade das immer wiederkehrende Maß, an dem Stifter die Dinge als verhältnismäßige anordnet, führt geradewegs ins Herz einer Geldwirtschaft von modernem Schlag. Dem vermeintlich unverdächtigen Prinzip der Mäßigkeit von Dingen und Haushalten haftet also das Gegenteil dessen an, was einige in der Rede von einer »schutzlosen Naivität«²⁶ im Werke Stifters aufgehoben sahen. Dabei wird jede Investition in die Einfachheit von Dingen, Menschen und Sprache, wie sie zweifelsohne auch im *Nachsommer* immer wieder ihren Ausdruck findet, zugleich von den Momenten der Abstraktion und Komplexität verschlungen. Am deutlichsten wird dies vielleicht am Element des Geldes selbst, an das alle Häuslichkeit gebunden ist. Schließlich heißt es: »Als ich achtzehn Jahre alt war, gab mir der Vater einen Teil meines Eigentums aus der Erbschaft vom Großoheime zur Verwaltung. Ich hatte bis dahin kein Geld zu regelmäßiger Gebarung gehabt, sondern, wenn ich irgend etwas brauchte, kaufte es der Vater, und zu Dingen von minderm Belange gab mir der Vater das Geld, damit ich sie selber kaufe. Auch zu Vergnügungen bekam ich gelegentlich kleine Beträge. Von nun an aber, sagte der Vater, werde er mir am ersten Tage eines jeden Monats eine bestimmte Summe auszahlen, ich solle darüber ein Buch führen, er werde diese Auszahlungen bei der Verwaltung meines Gesamtvermögens, welche Verwaltung ihm noch immer zustehe, in Abrechnung bringen, und sein Buch und das meinige müßten stimmen.« (NS 20f.) Das väterliche Gebot ist es also, »pünktlich [zu] verfahren und haushälterisch [zu] sein« (NS 21). Doch

so einfältig eine solche Geldwirtschaft erscheint, so sehr durchwirkt sie Status, Besitz, Kaufentscheidungen sowie Lebens- und Einkommensstrukturen aller Akteure im Roman. Dabei steht der Einfältigkeit des »regelmäßigen Gebarens« zugleich das Komplement der Organisation dieses Geldvermögens selbst zu. Nicht einfach Geld ist es nämlich, sondern eine Erbschaft, die – so gewöhnlich dies vom Standpunkt des 21. Jahrhundert auch erscheinen mag – durchaus komplex strukturiert erscheint, nämlich als zinsgenerierende Position im Portfolio des Rentiers: »In dieser Zeit starb ein Großoheim von der Seite der Mutter. Die Mutter erbt den Schmuck seiner vor ihm gestorbenen Frau, wir Kinder aber sein übriges Vermögen. Der Vater legte es als unser natürlicher Vormund unter mündelgemäßer Sicherheit an und tat alle Jahre die Zinsen dazu.« (NS 13f.)²⁷

Unbekannt ist – mit einem Zeitgenossen Stifters gesprochen – gleichsam das eigentliche Zustandekommen jener ursprünglichen Akkumulation, »deren Ursprung [...] erklärt [wird], indem er als Anekdote der Vergangenheit erzählt wird.«²⁸ Wesentlich hingegen scheint, dass mit der Verzinsung des Vermögens Geld gerade nicht mehr bloß Geld, sondern zu einer dessen Abstraktheitsgrad übersteigenden Funktion wird. Wirft nämlich das Guthaben der Drendorfs als Einlage Zinsen ab, so führt die Spur der fiskalischen Organisation des Romans gerade zu jenen »Depositen«, die in der Nomenklatur eines anderen Klassikers der Ökonomie »als Ausgangspunkt für die Entstehung des Zirkulationskredits«²⁹ beziffert wurden. Über eben diesen Zins – »Geldgeschäft in seiner abstrakten Reinheit«³⁰ – deutet sich auch im *Nachsommer* an, wie sehr die Spur zwar verdeckt, jedoch entschieden in die Finanzwelt des 19. Jahrhunderts zurückführt, in die verschlungen sich die Figuren wiederfinden.³¹ Hier schimmert die Welt eines »durch Geld vermittelten indirekten Tausches«³² durch, das heißt: die Welt, hinter deren unverbrüchlichen Anfangssatz keine noch so entschlossene Entscheidung zurückzufallen vermag: »Mein Vater war ein Kaufmann.«³³

Heinrichs kontemplativer Lebensentwurf nährt sich im Stillen also aus dem aktiven System einer Geldwirtschaft. In der fiskalischen Ordnung, wie sie der Finanzierung seines ansonsten durchweg unproduktiven Lebens zu Grunde liegt, ist dabei eine verborgene Komplexität am Werk, die in entfernter Weise auch auf diejenige vorausweist, die Heinrich beim Eintritt in die verwaltete Welt des Unternehmens Asperhof antreffen wird. Zwar scheint das Geldwesen dort zunächst von geringer Bedeutung, doch tritt dessen gleichsam unhintergebar ordnungsstiftende Kraft ausgerechnet dort zu Tage, wo das 18. Jahrhundert bekanntermaßen noch ein Wohlgefallen ohne Interesse, ohne *interest*, ohne Zins erwartet: in der Kunstsammlung Risachs. Zentral scheint deren Stellung im Hause, und Stifter hört nicht auf zu betonen, welcher Rang ihr für eine vermeintlich harmonische Anordnung desselben zukommt. Ist nach Risach »in der Kunst nichts ganz unschön, so lange es noch ein Kunstwerk ist, das heißt, so lange es das Göttliche nicht verneint, sondern es auszudrücken strebt« (NS

388), so mischt sich unter diesen emphatischen Begriff von Kunst zugleich die Möglichkeit, dass es sich bei dem in ihr Ausgedrückten nicht zuletzt auch oder vielmehr gerade um ihren Preis handelt. Denn nicht weniger ausgiebig als von der Erscheinung der Kunstwerke selbst spricht der Roman von der Erwerbsgeschichte derselben. Einschlägig dafür ist der Bericht von der Reise ins italienische Cumae, auf der Risach jene im Marmorsaal verwahrte »Mädchengestalt« (NS 326) zum Kauf findet. »In so schöner Bildung, wie sie ein Künstler ersinnen, wie sie sich eine Einbildungskraft vorstellen, oder wie sie ein tiefes Herz ahnen kann« (NS 326), bildet sie das Herzstück einer Sammlung, die sich immer auch an ihrem kunstgewerblichem Wert bemessen lassen muss.³⁴ Denn von einem emphatischen Begriff der Schönheit, wie ihn das Bürgertum des 19. Jahrhundert noch im Munde führt, findet sich hier im Herunterbrechen des Schönen auf seine Darstellbarkeit in der Form des Geldes allenfalls noch eine Schwundstufe. »Der Kaufschilling«, so heißt es über die Statue, »war nicht geringe, da mein Gegenmann die Schönheit der Gestalt recht gut kannte, und sie geltend machte.« (NS 330) Der Verkäufer, »der sich durch Handel Geld erworben hatte« (NS 329), entstammt dabei wie Heinrich der Welt der Tauschwirtschaft. So steht Risachs Sammlung gleichsam für den Ort einer Kunst ein, der in Benjamins Sprache der Kultwert abhanden gekommen ist, um durch ihren Ausstellungswert ersetzt zu werden.³⁵ Weste das Standbild zuvor im Bretterverschlag eines italienischen Dorfs, so wird es nun durch Restauration zum Gegenstand einer erbaulichen Kunstsammlung, die daraus ihr innovatives Moment schöpft, dass sie ihre Gegenstände maßvoll arrangiert, neu kombiniert und ihnen dadurch allererst Wert verleiht. Dass die Statue im Zuge der Restauration ihre Gipsschale verliert, nur um deren marmorne Substanz zu offenbaren, ist dabei gleichsam das geschmeidige Signum der Umkehr eines Kunstbegriffs im 19. Jahrhundert, durch die sich nunmehr für breite Bevölkerungsgruppen Kunst von einem Gebrauchs- zu einem Ausstellungsgegenstand wandelt, dessen Wert überdies monetisierbar wird und sich in Relation zu Preisbildungsprozessen eines entgegen früheren Zeiten gigantisch angeschwollenen Kunstmarktes zu messen hat. Fährt Risach nach der Entdeckung der Echtheit der Statue ein zweites Mal nach Italien, so tut er das nicht allein, um dem Verkäufer einen entsprechenden ehrlichen Preis zukommen zu lassen, der »den Wert eines solchen Gegenstandes, deren Preise in den verschiedenen Zeiten sehr wechseln, darstellen mochte.« (NS 334) Weitaus bedeutender scheint an der wiederholten Reise nach Italien die notarielle Beglaubigung eines Kaufvertrags, anhand dessen sich jenes Verhältnis verbürgen und nachweisen lässt, welches hier der Ausstellung und damit dem Kunstgenuss selbst eigentümlich vorgelagert wird, nämlich das vertraglich dokumentierte Besitzverhältnis: »Nachdem ich mir noch einen Kaufvertrag über das Marmorbild von einem Notar hatte verfassen lassen, und mich mit einer gefertigten Abschrift versehen hatte, erlegte ich die geforderte Summe, und reiste

wieder nach Hause.« (NS 335) Darin zeigt Kunst ihren eigentlichen Status an. Es gilt sie regelrecht einzugliedern in die Ordnung einer Häuslichkeit, gekleidet in das fiskalisch-juristische Korsett eines tragfähig wirtschaftenden Systems. Was einst am Kunstbegriff interesselos war, speist sich nun gerade am *interest*, also am Zins eines Vermögens, dessen Ursprung verborgen, weil Erzählung von Erbschaften bleibt: »Ich war damals«, so Risach über die Herkunft des Geldes für den Erwerb der Statue, »schon in den Besitz meiner größeren Habe gekommen, die mir durch eine Erbschaft zugefallen war, und zeigte mich bereit, die Summe zu erlegen.« (NS 334f.)

Woraus der Asperhof seine Nahrung bezieht, sind nicht allein die gartenbauliche Organisation der Rosenzucht oder die von Winckelmann'scher Sprache kaschierten »Denkmale der bildenden Kunst, die [...] in ihrer Einfachheit und Reinheit das Gemüt erfüllen.« (NS 336) Vielmehr wird Risachs Lebensgeschichte erzählt als eine des Staatsdienstes im Österreich des 19. Jahrhunderts sowie als Lebensgeschichte dessen, der der zunehmenden Monetarisierung der lebensweltlichen Verhältnisse in Form von Sparzwang bzw. Sparethos zu begegnen weiß. Auch unter den Bedingungen dessen, was sich am *Nachsommer* als Elemente des Bildungsromans beziffern ließe, schreibt sich bei Stifter eine Biographie nicht mehr vom Goethe'schen Prinzip der totalen Entfaltung und Herausbildung eines Charakters her, sondern zumal und insbesondere als Herausbildung eines Vermögens qua eines »kleinen Stämmchens durch außerordentliche Sparsamkeit« (NS 620) unter der Bedingung von »kleinem Gehalt und [...] Erträgnis meines Ersparnen.« (NS 672) Hatte etwa noch Wilhelm Meister – »mich selbst, ganz wie ich da bin, auszubilden«³⁶ – die Geschäfte des Vaters ausgeschlagen, so findet sich Heinrich Drendorf gerade in der Geschäftigkeit eines Asperhofs wieder, die sich nicht nur unternehmerisch organisiert und am Ethos von gesunder Bilanz und redlicher Buchführung misst, sondern obendrein auf einer angemessenen Kapitalausstattung beruht. Den Höhepunkt dieser Organisationsform nämlich bildet zuletzt die Generierung eines *cashflow* als regelmäßigen Zufluss an Mitteln und Kapital zur Erhaltung und Reproduktion der Unternehmung. Hier berührt der *Nachsommer* die Welt jener zumal in Staatsschuldenkrisen fragwürdigen Königin der festverzinslichen Wertpapiere, durch die qua kollektiver Schuldverschreibung eine gesamte Volkswirtschaft in ein Schuldverhältnis gebracht wird: die Welt der Staatsanleihe. Denn Risach berichtet: »Man sagte, ich hätte reich geheiratet, weil mein Hauswesen ein ansehnliches war; allein die Sache verhielt sich nicht so. Meine Gattin hatte mir eine namhafte Mitgift gebracht, aber ich hatte eine größere Gabe hinzulegen können. Da ich in meinem mäßigen Leben beinahe nichts brauchte, so hatte ich, besonders da ich einmal in höherer Stellung war, bedeutende Ersparungen gemacht. Diese legte ich in den damaligen Staatspapieren nieder, und da dieselben nach Beendigung des Krieges ansehnlich stiegen, so war ich beinahe ein reicher Mann.« (NS 674f.)

Es vermischt sich also der Grundsatz des »mäßigen Lebens« mit der Legende vom *smarten*, weil antizyklischen Investment, nach der ein Wertpapier gerade zu dem Zeitpunkt zu kaufen ist, wenn sich die Börsen in Aufruhr und Panik befinden. Nicht wegzudenken ist also die Verbindung des Prinzips des nachhaltigen Maßes mit den Grundpfeilern einer ausdifferenzierten fiskalen Ordnung, sofern sie in der Gestalt des Asperhofs als der Spätform eines *oikos*, die mit den Elementen moderner Betriebsführung verschmilzt, ihr einschlägiges Muster findet.³⁷ Diese Verflechtung des Anspruchs nachhaltigen Maßhaltens mit der Ordnung einer modernen Geld- und Finanzwirtschaft findet in Gestalt des Asperhofs als Miniatur einer Versuchsanordnung der Kleinunternehmung vielmehr ihr einschlägiges Muster. Dieser Versuchsanordnung entwächst zuletzt aber auch jene simple wie unhintergehbare Botschaft, mit der noch heute jene berühmte britische Tageszeitung rosafarben für sich wirbt: *We live in Financial Times*.

Anmerkungen

- 1 Stifters *Nachsommer* wird im Folgenden unter der Sigle *NS* mit Seitenangabe direkt im Fließtext zitiert nach Adalbert Stifter, *Der Nachsommer*, hg. von Karl Pörnbacher, München 1978.
- 2 Die Spannungen im Gefüge der Prosa Stifters sind in vergangenen Jahren immer wieder Gegenstand von Untersuchungen gewesen. Immer noch besondere Erwähnung verdienen die Monografien von Eva Geulen (*Worthörig wider Willen. Deutungsproblematik und Sprachreflexion in der Prosa Adalbert Stifters*, München 1992) und Christian Begemann (*Die Welt der Zeichen. Stifter-Lektüren*, Stuttgart 1995).
- 3 »Seit über Stifter geschrieben wird, gehört der Begriff der »Ordnung« zum unerläßlichen Beschreibungsinventar, sei es in affirmativer, sei es in kritischer, in sozialhistorischer, ideologiekritischer oder dekonstruktivistischer Perspektive.« (Werner Michler, *Adalbert Stifter und die Ordnungen der Gattung. Genetische »Veredelung« als Arbeit am Habitus*, in: Alfred Doppler u. a. (Hg.), *Stifter und Stifterforschung im 21. Jahrhundert. Biographie - Wissenschaft - Poetik*, Tübingen 2007, 183). Vgl. zum Ordnungsbegriff bei Stifter auch Hans Joachim Piechotta, *Aleatorische Ordnung: Untersuchungen zu extremen literarischen Positionen in den Erzählungen und dem Roman »Witiko« von Adalbert Stifter*, Gießen 1981; Franziska Schöblier, *Das unaufhörliche Verschwinden des Eros - Sinnlichkeit und Ordnung im Werk Adalbert Stifters*, Würzburg 1995; Christian Begemann, *Erschriebene Ordnung. Adalbert Stifters Nachsommer*, in: *Lektüren für das 21. Jahrhundert. Schlüsseltexte der deutschen Literatur von 1200 bis 1990*, hg. von Dorothea Klein und Sabine M. Schneider, Würzburg 2000, 202–225; Axel Fliethmann, *Stellenlektüre Stifter, Foucault*, Tübingen 2002; Dominik Finkelnde, *Tautologien der Ordnung: Zu der Poetologie des Sammelns bei Adalbert Stifter*, in: *The German Quarterly*, 80 (2007), 1–20; den Sammelband: Sabine Becker und Katharina Grätz (Hg.), *Ordnung - Raum - Ritual: Adalbert Stifters artifizierlicher Realismus*, München 2007; Monika Ritzer, *Die Ordnung der Wirklichkeit. Zur Bedeutung der Naturwissenschaft für Stifter Realitätsbegriff*, in: Doppler u.a. (Hg.), *Stifter und Stifterforschung im 21. Jahrhundert*, 137–181; Robert Leucht, *Ordnung, Bildung, Kunsthandwerk. Die Pluralität utopischer Modelle in Adalbert Stifters Nachsommer*,

- in: Michael Gamper und Karl Wagner (Hg.), *Figuren der Übertragung. Adalbert Stifter und das Wissen seiner Zeit*, Zürich 2009, 289–306.
- 4 »Ipsa ordo in rebus sic a Deo creatis existens unitatem mundi manifestat. Mundus enim iste unus dicitur unitate ordinis, secundum quod quaedam ad alia ordinantur. Quaecumque autem sunt a Deo, ordinem habent ad invicem, et ad ipsum Deum.« – »Die Ordnung, welche in den so von Gott geschaffenen Dingen besteht, beweist die Einzigkeit der Welt. Denn diese Welt heißt *eine* wegen der Ordnungseinheit, auf Grund deren etwas auf anderes hingeordnet ist. Was immer aber von Gott ist, ist unter sich aufeinander und auf Gott hingeordnet.« (Thomas von Aquin, *Summa theologiae*, in: *Die deutsche Thomas-Ausgabe*, hg. und übers. von Dominikanern und Benediktinern Deutschlands und Österreichs, vollst., ungek. deutsch-lateinische Ausgabe in 34 Bänden, Graz et. al. 1933ff., Bd. I, quaestio 47, articulus 3, responsus).
 - 5 Zu Rosen bei Stifter und insbesondere im *Nachsommer* vgl. immer noch Christine Oertel Sjørgren, *Mathilde and the Roses*, in: dies., *The Marble Statue as Idea. Collected Essays on Adalbert Stifter's »Der Nachsommer«*, Chapel Hill 1972, 20–35.
 - 6 Vgl. Eva Sophie Wiedemann, *Adalbert Stifters Kosmos: Physische und experimentelle Weltbeschreibung in Adalbert Stifters Roman »Der Nachsommer«*, München 2009.
 - 7 Zu Stifters Gärten vgl. auch Herwig Gottwald, *Beobachtungen zum Motiv des Landschaftsgartens bei Stifter*, in: Walter Hetteche, Johannes John und Sibylle von Steinsdorf (Hg.), *Stifter-Studien. Ein Festgeschenk für Wolfgang Frühwald zum 65. Geburtstag*, Tübingen 2000, 125–145.
 - 8 »Alle aufsteigende Entwicklung in der Reihe der Organismen kann betrachtet werden als beherrscht von der Tendenz zur Kraftersparnis.« (Georg Simmel, *Über soziale Differenzierung. Sociologische und psychologische Untersuchungen*, in: ders., *Gesamtausgabe*, hg. von Otthein Rammstedt, Frankfurt/Main 1989, Bd. II *Aufsätze von 1887 bis 1890*, 258).
 - 9 Niklas Luhmann, *Legitimation durch Verfahren*, Frankfurt/Main 1983, VIII.
 - 10 Vgl. Jürgen Habermas, *Die neue Unübersichtlichkeit*, Frankfurt/Main 1985.
 - 11 Vgl. Georg Simmel, *Über soziale Differenzierung*, 115.
 - 12 Ferdinand Tönnies, *Gemeinschaft und Gesellschaft. Grundbegriffe der reinen Soziologie*, Darmstadt 1963, 25.
 - 13 Zur Korrespondenz zwischen Utopie und Gemeinschaft mit Blick auf den *Nachsommer* vgl. Peter Uwe Hohendahl, *Die gebildete Gemeinschaft: Stifters »Nachsommer« als Utopie der ästhetischen Erziehung*, in: Wilhelm Vosskamp (Hg.), *Utopieforschung. Interdisziplinäre Studien zur neuzeitlichen Utopie*, Stuttgart 1982, Bd. III, 333–356.
 - 14 »In dem Tale waren daher mehrere Fabriken zerstreut. Sie gehörten meistens zu ansehnlichen Handelshäusern. Die Eigentümer lebten in der Stadt, und besuchten zuweilen ihre Werke, die von einem Verwalter oder Geschäftsleiter versehen wurden. Ich besuchte nach und nach alle diese Fabriken, und unterrichtete mich über die Erzeugnisse, welche da hervorgebracht wurden. Ich suchte den Hergang kennen zu lernen, durch welchen der Stoff in die Fabrik geliefert wurde, durch welchen er in die erste Umwandlung, von dieser in die zweite, und so durch alle Stufen geführt wurde, bis er als letztes Erzeugnis der Fabrik hervorging.« (NS 26).
 - 15 Dirk Baecker, *Die Form des Unternehmens*, Frankfurt/Main 1999, 9.
 - 16 Georg Wilhelm Friedrich Hegel, *Phänomenologie des Geistes*, in: ders., *Werke in 20 Bänden*, hg. von Eva Moldenhauer und Karl Markus Michel, Frankfurt/Main 1986, Bd. III, 151.
 - 17 Teil dieser hegenden Dienstbarmachung der Vögel ist die koordinierte Ansiedlung derselben im Gehege des Vogelhäuschens: »Will man Vögel in eine Gegend ziehen, so

- muß man [...] Zufluchtsorte schaffen, und zwar so gut als möglich. Wir können, wie Ihr seht, nicht Felsen und Baumstämme aushöhlen, aber aus Holz gemachte Höhlungen können wir überall auf die Bäume aufhängen. Und dies tun wir auch.« (NS 134).
- 18 Joseph Schumpeter, *Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung* [Nachdruck der 1. Auflage von 1912], Berlin 2005, 158.
- 19 Adam Smith, *The Wealth of the Nations*, hg. von Edwin Cannan, New York 2000, XXIII.
- 20 Robert M. Solow, *A Contribution to the Theory of Economic Growth*, in: *The Quarterly Journal of Economics* 70 (1956), 66.
- 21 Solche Expansion drückt sich in den Worten des Gärtners aus: »Auch in der Umgegend hat man Wohlgefallen an diesen Blumen gefunden, man setzt sie in Gärten und pflegt sie, ich schenke den Leuten Pflanzen aus meinen Vermehrungsbeeten, und unterrichte sie in der Behandlung. Zwei Wegstunden von hier ist ein Bauer, der wie ich eine ganze Wand seines Hauses mit Rosen bepflanzt hat.« (NS 128).
- 22 Walter Benjamin, *Stifter*, in: ders., *Gesammelte Schriften*, hg. von Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser, Frankfurt/Main 1977, Bd. II, 609.
- 23 Immanuel Kant, *Kritik der Urteilskraft*, in: ders., *Werke in zehn Bänden*, hg. von Wilhelm Weischedel, Darmstadt 1983, Bd. VIII, 307 (B 44).
- 24 Zur Bedeutung des Hauses bei Stifter vgl. zwei jüngere Einwürfe: Marcus Twellmann, *Spätökonomik. Zum ›Haus‹ in Adalbert Stifters letzten Erzählungen*, in: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte*, 83 (2009), 597–618 sowie Saskia Haas, *Zentrifugale Architekturen - Adalbert Stifters Häuser*, in: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte*, 85 (2011), 208–232.
- 25 »Fast ist es deshalb noch ein zweideutiger Ausdruck, daß der Tausch Vergesellschaftung bewirke: er ist vielmehr eine Vergesellschaftung, eine jener Beziehungen, deren Bestehen eine Summe von Individuen zu einer sozialen Gruppe macht, weil ›Gesellschaft‹ mit der Summe dieser Beziehungen identisch ist.« (Georg Simmel, *Philosophie des Geldes*, in: ders., *Gesamtausgabe*, Bd. VI, 210).
- 26 Wolfgang Matz, *Adalbert Stifter oder Diese fürchterliche Wendung der Dinge*, München 1995, 14.
- 27 Zum Status der Erbschaft im 19. Jahrhundert vgl. Ulrike Vedder, *Das Testament als literarisches Dispositiv. Kulturelle Praktiken des Erbes in der Literatur des 19. Jahrhunderts*, München 2011.
- 28 Karl Marx, *Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie*. Erster Band, in: *Marx-Engels-Werke*, Berlin 1962, 741.
- 29 Ludwig Mises, *Theorie des Geldes und der Umtauschmittel*, München–Leipzig 1912, X.
- 30 Georg Simmel, *Philosophie des Geldes*, 306.
- 31 Bekannt ist, dass Stifter, der selbst unter schweren Geldsorgen litt, während des Börsenbooms der 1860er Jahre mit geliehenem Geld in Eisenbahnaktien spekulierte – und verlor. Ohne hinterlegbare Sicherheiten zu Lebzeiten war er also buchhalterisch insolvent. An seinen Verleger Gustav Heckenast, der ihm Geld geliehen hatte, schrieb er am 29. Juli 1865 tröstend, dabei in makabrer Spekulation auf den Wert des eigenen Todes verweisend: »Durch mich erleidest du keinen Verlust; denn was so scheint, ist nicht so. Du hast die Frucht teils schon in den Händen, teils ist noch so viel an Handschriften mein Eigentum, welches wieder in unvorhergesehenen Fällen in Deine Hände geht, und diese Frucht ist eine, die im Reifen begriffen ist, wie die Früchte unserer großen Dichter gereift sind, denen ich zwar weit nachstehe, denen ich aber doch ungleich verwandter bin, als dem jetzigen Elende unserer Dichtkunst,

- manch einzelne Herrliche ausgenommen. Nicht die Dichter selbst aber, sondern die später kamen, haben die Frucht gepflückt.« (in: *Die Mappe meines Urgroßvaters/Schilderungen/Briefe*, hg. von Karl Pörnbacher, 5. Auflage, München 1995, 850). Stifters Schulden bei Heckenast beliefen sich bei seinem Tode auf etwa 19000 Gulden, was dem 10-fachen des Jahreseinkommens eines pensionierten Hofrates entspricht. Vgl. auch Helena Ragg-Kirby, »Warum nun dieses?« ›Verblendung‹ and ›Verschulden‹ in the stories of Adalbert Stifter, in: *German Life and Letters*, 55 (2000), 24–40.
- 32 Ludwig Mises, *Theorie des Geldes und der Umtauschmittel*, 316. Weiter heißt es bei Mises: »Zwischen Ware und Ware steht hier geradeso wie bei jedem anderen durch Geld vermittelten indirekten Tausche und eben im Gegensatz zum direkten Tausche das Geld als Mittelsgut. Das Geld aber ist ein wirtschaftliches Gut mit selbstständiger Wertbewegung; wer Geld oder Geldsurrogate erworben hat, ist damit an allen Veränderungen seines objektiven Tauschwertes mitbeteiligt.« (ebd.).
- 33 Dass Stifter über eine tiefe Einsicht in die Komplexität des Geldwesens verfügte, zeigt schon früh im Werk die folgende Beschreibung (nicht nur) des Wiener Hauptmünzamtens an: Dort »trifft dein Auge auf ein Haus von großem Ansehen und Umfange – es ist ein seltsam Haus; man macht darinnen ein Ding, das an sich von geringem, man möchte sagen, von gar keinem Gebrauche ist – aber durch Konvention schlummert in dem Dinge der Inbegriff aller andern, und es wird täglich erstrebt, heiß erstrebt von Millionen Händen, und täglich weggeworfen von Millionen Händen: das Geld, ein Ding, erst harmlos erdacht zur Bequemlichkeit der Menschen, ein hohler unbedeutender Vertreter der wahren Güter, um sie, die großen, plumpen, unbequemen nicht allorts mitführen zu dürfen – dann sachte wachsend in mählicher Bedeutung, unsäglichen Nutzen gewährend, Dinge und Völker mischend in steigendem Verkehr, der feinste Nervengeist der Volksverbindungen – endlich ein Dämon, seine Farbe wechselnd, statt Bild der Dinge selbst Ding werdend, ja einzig Ding, das all die andern verschlang – ein blendend Gespenst, dem wir, als wäre es Glück, nachjagen, – ein rätselhafter Abgrund, aus dem alle Genüsse der Welt emportauschen, und in den wir dafür das höchste Gut dieser Erde hineingeworfen haben, die Bruderliebe l..l.« (Adalbert Stifter, *Wien und die Wiener in Bildern aus dem Leben*, in: ders., *Die Mappe meines Urgroßvaters/Schilderungen/Briefe*, 290).
- 34 »Ich bin nicht reich genug, eine große Sammlung von den geschnittenen Steinen anlegen zu können, in welcher alle Gattungen enthalten sind, so fern man überhaupt Gelegenheit hat, sie zu kaufen, und weil ich das nicht konnte, so habe ich mich lediglich auf menschliche Gestalten beschränkt, und unter diesen wieder auf jene, deren Erwerb mir ohne Einfluß auf mein Hauswesen möglich war; denn es gibt Kunstwerke in diesem Fache, welche ein ganzes Vermögen in Anspruch nehmen, von dessen Rente manche kleine Familie, deren Ansprüche nicht zu bedeutend sind, leben könnte.« (NS 397).
- 35 Vgl. Walter Benjamin, *Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit*, in: ders., *Gesammelte Schriften*, Bd. I, 482ff.
- 36 Johann Wolfgang Goethe, *Wilhelm Meisters Lehrjahre*, in: ders., *Werke, Hamburger Ausgabe in 14 Bänden*, hg. von Erich Trunz, München 1988, Bd. VII, 290.
- 37 So auch schon Max Weber: »Rentenbringende Nutzung eines vorhandenen Vermögensbestandes, charakterisiert den ›Oikos‹, und dieser kann von einem primären Verwertungsinteresse von Unternehmerkapital tatsächlich ununterscheidbar und schließlich auch inhaltlich mit ihm identisch werden.« (Max Weber, *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie*, hg. von Johannes Winckelmann, 5. Auflage, Tübingen 1972, 232).